



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fetzer, C. Ad.: An der Schwelle des Orients : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

3. B. zu dem jungen Deutschland nach den neuesten Büchern gemeint, sondern die Rechnung müßte von Grund an, ganz ernsthaft und mit der Gegenprobe gemacht werden: Welche Defekte würde unser geistiges und litterarisches Leben heute haben, wenn Rahel nicht gewesen wäre? Wir gewinnen auch nichts dadurch, daß der Verfasser dem Drakelmann Brandes seine Phrasen nachschreibt, 3. B. „Rahel ist das erste große und moderne Weib im deutschen Kulturleben.“ Das hat Verdrow so gefallen, daß er hinzufügt: „Eine solche Erscheinung mußte bahnbrechend wirken und eine ganz neue Auffassung vom Wesen und von der Bedeutung der Frau in Deutschland herbeiführen.“ Rahel habe der heutigen wirtschaftlichen Emanzipation der Frauen vorgearbeitet, als Vorkämpferin für die geistige Befreiung ihres Geschlechts, und sie selbst habe das Streben nach intellektueller und sozialer Selbständigkeit am kühnsten und erfolgreichsten in sich verkörpert. Ich gebe diese Sätze hier nicht wörtlich, aber doch auszugsweise und ohne alle Verantwortung. Ich verstehe von der Frauenbewegung viel zu wenig, als daß ich wüßte, ob sich ihre heutigen Führerinnen zu diesem Stammbaum bekennen würden. Höchstens würde ich mir dann getrauen zu sagen, daß Rahel ihren Geist auf keine ihrer redenden und schreibenden Nachfolgerinnen vererbt hätte. Möge das inhaltreiche Buch viel gelesen werden, anregen und nützen!

21. p.



An der Schwelle des Orients

Von C. Ald. Feyer

(Schluß)



nach Passierung des Grebendefilees hatte der Kapitän, der bisher das Schiff durch die schwierigere Strompartie von Golubaz ab selbst geführt hatte, das Kommando an den ersten Leutnant abgegeben, unter dem trotz dem stürmischen Winde in elegantem Bogen an der Landebrücke von Milanowaz angefahren worden war. Unter seiner Obhut ging es nun weiter stromabwärts der Kazanenge zu.

Wie um das Auge ausruhn zu lassen für den neuen Genuß des schönsten Teils der ganzen Strompartie zwischen Golubaz und Turn-Severin, für den Kazanpaß, dessen Eingang schon von weitem kenntlich ist durch eine steil abstürzende Felswand, mit der ein langgezogener hoher Berggrücken gegen die Donau hin endigt, fließt nun der Strom von Milanowaz bei Golubinja zwischen sanft aufsteigenden Hängen dahin, vorbei an dem ungarischen Swiniza, das wie das serbische Milanowaz und Golubinja Ruinen römischer Befestigungsbauten birgt; zur Rechten sind nur noch die serbischen Berge mit ihren

schönen Waldungen, zur Linken die ungarischen Höhen, oben bewaldet, nach dem Flusse zu überdeckt von fruchtbaren Äckern, vor allem Kukuruzfeldern, aber auch Weinbergen, die die fleißige, fast durchweg rumänische Bevölkerung in gutem Stande hält. Denn an gärtnerischer Begabung und an Sinn und Ausdauer für intensive Bodenkultur wird der Rumäne nur von dem Bulgaren übertroffen, deren eingesprengte Niederlassungen sich da und dort auch links von der Donau zeigen. Wie aber die Bulgaren vereinzelt auf das Nordufer der Donau herübergekommen sind, so ist andrerseits nicht nur die ganze Balkanhalbinsel südlich von dem Strome durchsetzt von den Sprachinseln der wackern Rußowlachen, Mateodorumänen oder Zinzaren, die namentlich als begabte Baumeister berühmt sind, aber auch sonst in allen Diensten und Gewerben eines guten Rufes genießen, sondern es ist sogar ein zusammenhängender rumänisch-nationaler Bezirk im Königreich Serbien an dessen Nordostecke eingeschoben, den der nun geplante und von Rumänien eifrig betriebne Bahnübergang bei Turn-Severin über die Donau in engere Beziehung mit dem rumänischen Königreich bringen soll; wohl nicht ohne Rücksicht auf die in Serbien zu erwartenden Ereignisse und zum großen Ärger der Bulgaren, denen die Brücke von Giurgevo nach Ruschtschuk abgeschlagen wurde, weil sie nur den Verkehr von Bukarest auf der rein rumänischen Linie über Tschernawoda nach Küstendtsche ans Schwarze Meer zu Gunsten der zu zwei Dritteln bulgarischen Strecke Bukarest-Giurgiu-Varna zu beeinträchtigen gedroht hätte. Daß sich die Bulgaren ärgern, wenn zugleich mit dieser Ablehnung Rumänien die Verbindung über Serbien nach dem Adriatischen Meere sucht, ist auch abgesehen von den genannten politischen Befürchtungen nicht zu verwundern. Um so viel aber der Bulgare dem Rumänen an Beanlagung für intensive Bodenkultur überlegen sein dürfte — wovon ich mich dann schon in nächster Nähe von Orsova überzeugen konnte, wo im untern Tschernathal ein bulgarisches Siedlerdorf liegt, umgeben von weiten Paprika- und Gemüsesfeldern, die wahrhaft mustergiltig gehalten sind, und mit ihren gelben und roten Schoten zwischen dem Grün der Blätter und dem Schwarzbraun des gepflegten Bodens wie ein farbenreicher, samtiger Teppich aussehen —, um so viel scheint der Rumäne dem Serben voranzusein selbst auf ungarischem Gebiete, wo er zwar gleichfalls der Segnungen einer straffen militärischen Volkserziehung und einer im großen und ganzen klugen Wirtschaftspolitik genießt, wo aber seine Arbeit doch jener unerseßlichen idealen Grundlage entbehrt, die sie im Königreich hat, zugleich eine Mitarbeit zu sein an der Förderung des aufstrebenden Volksganzen. Selbst da jedoch wo diese Mitarbeit zu Gunsten der Serben in die Waagschale fallen würde gegen die Rumänen, wo nämlich diese im Königreich Serbien sitzen, fällt einem die größere Sauberkeit der rumänischen Dörfer und die größere Emsigkeit der rumänischen Bevölkerung gegenüber der serbischen auf; ein rumänisches Bauernhäuschen, wenn auch noch so armfelig, wird meistens dem, der hineinblickt, durch seine Reinlichkeit, seine glänzenden Kessel und sein blankes Geschirr in guter Erinnerung bleiben, was man nicht von jedem serbischen sagen kann. Noch günstiger

ist der Eindruck des Rumänen auf dem Boden des Königreichs, wo die Nation unter der ebenso kraftvoll ruhigen und unermüdlichen als weitschauenden und mutigen Führung ihres Hohenzollernfürsten in den letzten dreißig Jahren den nur von wenigen geahnten Aufschwung genommen hat, den Kaniz prophetisch vorausgesagt hat, als er 1868 schrieb: „Der Romane ist so bildungsfähig, als irgend eine der Nationen im illyrischen Dreieck. Unter weisen Gesetzen, welche das durch das Bojaren- und Phanariotentum lange niedergehaltne Bewußtsein freier Menschenwürde in ihm wieder zu erwecken bestrebt wären, könnte der Romane sogar eine hervorragende Stelle unter den Pontusvölkern einnehmen, vorausgesetzt natürlich, daß die Politik seines großen nordischen Protektors ihm dies gestatten sollte.“

Raum ist Golubinja, das altrömische Kastell an der Südseite des obern Ausgangs der Kazanenge, passiert, so wachsen scheinbar im Fluge vor dem heraneilenden Dampfer die schon von fern gesehenen Felsenwände zum Himmel empor, wie um den wirbelnden Strom in ihren Schlund einzuschlürfen, den sie in seiner Einschnürung zwingen, sich ein stellenweise bis zu 74 Meter tiefes Bett durch das Gestein zu graben. Während sich auf serbischer Seite noch ein sanft abfallender Waldhügel zum Flusse hinunter senkt und erst hinter ihm die mächtigen Schroffen mit ihrem gelbweißen Gestein emporsteigen, das in den Schatten violette Tinten zeigt, und dessen Risse und Spalten überall vom üppigen Grün verirrten Buschwerks und Niederholzes in Besitz genommen sind, fallen sofort schon am ungarischen Ufer die mächtigen Berge fast lotrecht zum Strom ab, sodaß sie an seinem Ufer oft nicht einmal ein schmales Bankett übrig lassen für die hier zu Thal führende Széchényistraße, sie vielmehr wiederholt nötigen, sich unter dem ausgesprengten Felsen hindurch Bahn zu brechen. Dem Schöpfer dieses kühnen Werks ist denn auch gleich am obern Eingang der Straße in den Kazanpaß eine Gedenktafel in den Stein gehauen und für ihren Ort gerade eine der Stellen gewählt, wo der tiefe Fluß so dicht an die senkrecht abfallende Felswand herantritt, daß sich die Straße völlig in diese eingraben mußte. Auf dem drohend überhängenden Block ist nun die Inschrift zu Széchényis ewigem Gedächtnis mit der Jahreszahl 1885, als Gegenstück zu der fast 1800 Jahre ältern Trajanstafel, mit der einst der römische Imperator sein Werk einer nun längst zerstörten Straße durch den Kazanpaß auf dessen gegenüberliegenden Seite und am entgegengesetzten Ausgang der Enge dem Gedächtnis ewiger Zeiten überlieferte. Noch einmal achtzehn Jahrhunderte, und was wird von dieser ungarischen That, der Kulturschöpfung den neunzehnten Jahrhunderts noch übrig sein? Vielleicht auch nichts mehr als die in den Felsen gegrabne Erinnerungstafel, zu der dann die Gelehrten von den Mittelpunkten der neuen Zivilisation, etwa aus dem Innern von Asien oder Afrika und aus der Neuen Welt, pilgern werden, um ihrer erstaunten Mitwelt Kunde zu geben von den Leistungen längstentschwundner Zeiten.

Freilich wofern der Mensch ein Verkehrshemmnis, das die Natur bietet, dazu benutzen wollte, um einem andern als Gegner den Weg zu versperren,

da ließen sich nicht viel geeignetere Punkte finden als eben der Kazanpaß, der denn auch nach dieser Richtung hin seine eigne Geschichte hat. Nach der Einfahrt in ihn treten zuerst die himmelanragenden kahlen Felswände auf ungarischer Seite dicht an den Fluß heran, während sich auf serbischer Seite üppige Waldungen von den felsgeackten Bergrändern bis zum Wasserspiegel herabstrecken. Dann vermindert sich auch auf der serbischen Seite der Waldwuchs an den Bergen, die nun auch hier in schroffen Felswänden zum Fluß abstürzen. An dieser engen Stelle liegt auf ungarischer Seite die berühmte Veteranihöhle, die in den Türkenkriegen und nach alten Vorwerken, die beim Bau der Széchényistraße aufgefunden worden sind, auch früher schon dazu mitgeholfen hatte, aus der Enge hier einen Thermophylenpaß zu machen. „Das ganze Gebirge im Kazanpaß zeichnet sich durch seinen Höhlenreichtum aus. Große Tunnel bis zu 400 Meter Länge durchziehen das Innere der Berge. Sie alle haben ihre eigentümlichen meist romanischen Namen. So hieß die in den Tschukura-berg (Blutberg) eingesenkte mit spatartigem Tropfstein bekleidete Veteranihöhle früher Pešcabara. Ihren heutigen Namen erhielt sie von dem berühmten kaiserlichen General Grafen Veterani, der ihre günstige Position zuerst — soweit wenigstens die geschichtliche Überlieferung reicht — strategisch verwertete.“ Einige Tage später führen wir teils zur Vervollständigung meiner Aufnahmen, teils um des herrlichen Genusses nochmals, nach Belieben uns aufhaltend, teilhaftig zu werden, von Orsova bis an den oberen Ausgang der Kazanenge mit dem Wagen herauf. Bei dieser Fahrt besuchten wir auch die Veteranihöhle. Ein schmaler, ziemlich steiler Fußpfad führt von der Straße durch wucherndes Grün zu ihrem Eingang herauf, vor dem niedrige Steinschanzen und -mäuerchen liegen; der Eingang selbst liegt 12 Meter über der Straße und ist nicht viel über mannsbreit und kaum über manns hoch; dann kommt eine Art Vorraum, von der Haupthöhle durch Fels und eine Mauer abgeteilt; von diesem geht es in die Haupthöhle, deren Boden ansteigt, und deren Wölbung die Höhlung einer unregelmäßigen Kugel ist; der Hintergrund ist dunkel und wird nur allmählich für den Blick einigermaßen durchdringlich; links vom Hereinkommenden öffnet sich eine Spalte im Fels, der rechts gegenüber eine Öffnung liegt, durch die das Tageslicht spärlich hereindringt, und an der die Spur von Feuer und Rauch deutlich sichtbar ist. Der Raum dürfte 500 bis 600 Mann fassen. Eine Besatzung war zwar hier völlig im Sichern, aber wegen des schlechten Trinkwassers und des ungenügenden Rauchabzugs in übler Lage. Eine verschüttete Zisterne und die Trümmer von Backöfen sind noch zu sehen. „Zweimal, zuerst im Jahre 1691, als der siegreiche Markgraf von Baden bei Glantament den Halbmond zum Wanken brachte, machte das neue Veteranische Bollwerk den Türken sehr viel zu schaffen. Durch fünfundvierzig Tage hinderte es jede feindliche Bewegung auf dem Strome und jenseitigen Ufer. Nur der Mangel an Lebensmitteln zwang das unter dem Mannsfeldschen Hauptmann Baron d'Armans stehende Häuflein von dreihundert Mann schließlich an den Pascha von Belgrad unter ehrenvollen Bedingungen zu kapitulieren. Ebenso rühmlichen Anteil nahm

die Veteranhöhle an den kriegerischen Ereignissen im österreichisch-russisch-türkischen Kriege im Jahre 1788. Volle zwei Monate wurde sie von Major Stein gegen einen übermächtigen Feind gehalten. Dieser verlor 2000 Mann bei ihrer Belagerung, und nur die unzureichende Approvisionierung zwang die Besatzung zur Kapitulation; jedoch unter der Bedingung ehrenvollen Abzugs.“

Unmittelbar bevor die Donau aus der obern Kazanenge heraustritt und sich infolge des kurzen Zurücktretens der Berge auf ungarischer Seite bei dem Dörfchen Dubowa zu einem entzückenden kleinen See verbreitert, rings umgeben von den waldigen Abhängen und felsigen Abstürzen der abwechselungsreichen Gebirgswelt, treten die Steilabstürze auf serbischer Seite dicht an den Fluß heran, sodaß man mit Muße den römischen Straßenbau am rechten Flußufer besichtigen kann. Ohne Hilfe der damals ja noch unbekannten Sprengmittel — außer dem Stemmeisen benutzte man ja nur die Sprengung vermittelt Kapillarität durch Holzpflöcke, die eingetrieben und dann angefeuchtet wurden — haben hier die Legionen der Welserobrer den Felsen ausgestemmt und eine Galerie in ihn gebrochen; so lief denn die Straße zum Teil wie die heutige Széchenyistraße unter dem Überhang, zum Teil aber auch auf einer Art Brücke, die konsolenartig über den Wasserspiegel hinausragte. Diese selbst, obwohl mehrere Fuß hoch über dem seither demnach kaum tiefer gewordenen Flußniveau laufend und so gegen Hochwasser gesichert, ist natürlich längst verschwunden. Deutlich aber sind sowohl hier als auch weiter unten, namentlich am Ausgang der untern Kazanenge in der Nähe der Trajanstafel, unterhalb der eingestemmtten Galerien die größeren und kleineren viereckigen Löcher im Felsen zu sehen, in denen als Träger der konsolenartig vorgelegten Brücke dickere und dünnere Balken staken.

Nach der kurzen Erweiterung bei Dubowa treten wieder die Berge vom Sretinjegebirge auf der ungarischen Seite ebenso dicht wie die von der Mirotsch Planina auf der serbischen Seite an das Wasser heran, und ein prächtiger, gegen das Wasser zu steil abstürzender Felsberg im Bunde mit den serbischen Felswänden zwingt den Strom aufs neue, sich in Windungen seine schmale Bahn zu suchen durch die untere Kazanenge. Die früher auf ungarischer Seite weniger gepflegten Waldungen sind jetzt auch hier von hervorragender Schönheit, während auf der serbischen Seite von jeher das üppige helle und dunkle Grün zwischen den Felswänden das Auge erfreute. „Unter dem Baumwuchs spielt die Buche die Hauptrolle. Mit ihr mischen sich Walnußbäume, Eichen und insbesondre Zierleichen, die orientalische Hainbuche, Blumenesche, Korculmen und zahlreiche Sträucher. Hibiscus und einzelne Hartriegelarten, Perückensumach und Syrene, daneben wilder Wein, Schlingpflanzen und eine reiche Waldflora bringen überall Leben und Farbe in die Landschaft. Nur wenn tiefe Wolkenschatten über den Paß hinziehen und düsteres Grau über Fels und Vegetation lagert, und neben dem Falle der Sturzbäche in den Schluchten nur das Auffliegen und Kreisen gieriger Raubvögel die beinahe lautlose Stille unterbricht, dann mag das Anschlagen der wirbelnden Wellen an den Klippen

und Felsen bedrückende Stimmung in die Seele senken.“ Uns aber war ein herrlicher Tag beschieden, und während in unermesslicher Höhe über uns drei Adler kreisten, ging es dahin durch die immer neuen wunderbaren Strompartien der untern Rakanenge bis zu dem im glänzenden Sonnenlichte sich erhebenden Strebzberg, der mit seinen steilen Riffen gleichsam den Ausgang des Passes zu sperren scheint. Schon öffnet sich links die Landschaft zu einem wohlbestellten lieblichen Gebiete von Hügeln und kleinen Ebenen am Ufer des Flusses, und nachdem dieser um das letzte Riff auf serbischer Seite vollends nach Osten eingebogen ist, gewahrt das Auge die von den Serben nach langer Vernachlässigung nun wieder hergestellte Trajanstafel, auf der der große Herrscher mitteilt: „Herr und Kaiser Nerva Trajan, Majestät, Germaniensieger, Sohn des verewigten Nerva, Oberpriester, Tribun zum vierten male, Vater des Vaterlands, Consul zum vierten mal, überwand die Felsen und Hindernisse des Flusses und bahnte den Weg.“

Nachdem man an der Trajanstafel vorüber ist, begleiten auf serbischer Seite die schroffen Felsen, in denen hier Steinbrecher arbeiten, noch eine Zeit lang den mächtigen, nun wieder breiter werdenden Strom. Dann wird auch rechts allmählich das Ufer etwas weniger steil, und umgeben und überragt von Maisfeldern und Weinbergen zeigt sich hier das liebliche serbische Tekke, noch in seinem türkischen Namen die Erinnerung an den Halbmond bewahrend; ihm gegenüber am Fuße wohlbebauter Hügel zieht sich das saubere Städtchen Orsova hin in langgestrecktem Bogen der Donau folgend und dann nordwärts nach dem Tschernathal einbiegend; hier langten wir gegen Abend an und blieben bei guter und nicht zu teurer Verpflegung und Unterkunft mehrere Tage an diesem schönen und geschichtlich interessanten Orte; dann besuchten wir für einige Tage das weltberühmte, nicht minder interessante Mehadia.

An Orsova, namentlich Neuorsova, die Inselfestung Abakaleh und Mehadia, das nur wenige Stunden weiter nördlich im Thale der Tscherna liegt, knüpfen sich die trübsten Erinnerungen der österreichischen Geschichte. Denn in diesen Gegenden spielte sich der zweite Akt des türkischen Kriegs ab, den Österreich als Verbündeter des namentlich in der Krim kämpfenden Russlands in den Jahren 1737 bis 1739 gegen den Halbmond ausfocht. Die klägliche Unfähigkeit der Führung, die Österreich in diesem Kriege an den Tag legte, und die nach den glorreichen Tagen der Armee unter Prinz Eugen um so schärfer in die Augen stach, mag für Friedrich den Großen ein Hauptantrieb zu seinem kurz darauf erfolgten letzten Einmarsch in Schlessien gewesen sein, der nicht nur für die deutsche, sondern für die europäische Geschichte einen Wendepunkt bedeutet, wie es kaum einen andern giebt; vor allem aber war dieser traurige Feldzug das Ende des kühnen Vordringens von Österreich gegen den Orient seit der zweiten Belagerung Wiens durch die Türken; er kostete den Habsburgern nicht nur fast alles, was Prinz Eugen ihnen im Frieden von Passarowitz erworben hatte, sondern bewog auch die Südslawen, von nun an ihre Blicke entschieden auf das aufstrebende und konfessionsverwandte Russland

zu lenken. Mit Recht ist deshalb gesagt worden, die eigentliche orientalische Frage datiere von den Niederlagen Österreichs in den Jahren 1737 bis 1739 und dem Frieden von Belgrad, der sie besiegelte, und mit dem es endgiltig Halt machte an der Schwelle des Orients.

Wenn ich die oben geschilderte Strecke zwischen Belgrad und Orsova als die Schwelle des Orients bezeichnet habe, so ist es deshalb geschehn, weil hier die beiden Haupthandels- und Heerstraßen von der Tiefebene Ungarns, das der westeuropäischen Kultur durch deutsche Kraft angegliedert worden ist, ausgehn, deren eine in Belgrad und bei Semendria die Donau verlassend südwärts nach Risch führt, sich hier gabelt in die über Usküb nach Salonik ans Ägäische Meer und in die über Sofia, Philippopol und Adrianopel nach Stambul an den Bosphorus führenden Wege. Die andre Hauptstraße läuft von Orsova aus in die weite rumänische Ebne und führt durch sie an das Schwarze Meer. Jenseits von dieser Strecke liegt auch heute noch der Orient. Österreich, das am Ende des siebzehnten und zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts vorübergehend über diese Linie hinaus erobernd vorgeedrungen ist, verlor durch die Unfähigkeit und Zaghaftigkeit seiner Heerführer und Unterhändler im Frieden von Belgrad alles wieder, was es jenseits dieser Strecke durch die Thatkraft deutscher Fürsten und das Genie des Prinzen Eugen von Savoyen erworben hatte, sowohl die nördliche Hälfte des heutigen Serbiens als die westliche Hälfte von Rumänien, das es von 1717 bis 1739 bis an den Alt besessen hatte; und auch in dem mit Rußland gemeinsam geführten Kriege von 1788 bis 1790 gelang es ihm nicht mehr, dauernd über diese Schwelle des Orients hinauszubringen, sondern es mußte sich im Frieden von Sischowa (1791) mit der Erhaltung seines vorherigen Besitzes begnügen. Aber dank der weitschauenden Politik und der großherzigen Unterstützung, die Bismarck dem von Andrassy geleiteten habsburgischen Kaiserstaat gewährte, und dank der militärischen und politischen Tüchtigkeit des Herzogs Wilhelm von Württemberg konnte dann Österreich vor zwanzig Jahren wenigstens westlich von dieser eigentlichen Schwelle des Orients über die Save nach Süden vordringen und durch Wegnahme Bosniens und der Herzegowina der an die Stelle der Türkei getretenen neuen orientalischen Vormacht, Rußland, einen Riegel vorschieben in ihren Bemühungen, über Rumänien, Serbien und Montenegro ihre Machtsphäre bis an das Adriatische Meer auszudehnen und so hier rittlings über die Donau und quer durch die Balkanhalbinsel der westeuropäischen Kultur eine Barriere vorzulegen, hinter der es dann allein und ungestört die Türkei hätte vollends verspeisen können. Demselben Zwecke, Rußland ausschließlich an der Beschlagnahme der von Österreich-Ungarn nach Kleinasien und ans Schwarze Meer führenden Straßen in ihrem östlichen und südlichen Teile zu verhindern, dürfte es aber vor allem auch gedient haben, wenn Bismarck, trotz seinem berühmten spätern Ausspruch über die Balkanhalbinsel Sekuba und die Knochen des pommerischen Grenadiers, schon 1866 alles anstrebte, um Rumänien in dem von ihm als tüchtig erkannten Fürsten Karl von Hohenzollern

einen Herrn zu verschaffen, der in stande wäre, dieses Glacis von Siebenbürgen westeuropäischer Kultur anzugliedern und dieses Land zu der auch militärischen Tüchtigkeit heranzuziehen, die es in dem russisch-türkischen Kriege von 1878, vor allem in den ruhmvollen Kämpfen um Plevna gezeigt hat. Die Lebensfähigkeit, die Rumänien damals bewiesen hat, verhinderte nicht nur, daß es selber von Rußland in das ihm zugedachte Vasallenverhältnis hinabgedrückt wurde, sondern daß neben ihm und dem vergrößerten und zum Königtum erhobnen Serbien ein dritter Bufferstaat, Bulgarien, auf der Balkanhalbinsel entstand. Der Religion nach, wie Griechenland, russisch-katholisch und damit dem Orient angehörig und nach dem Bildungsstand der Massen und der Solidität der regierenden Klassen noch keineswegs der europäischen Zivilisation angegliedert, sind alle diese Staaten doch als Verfassungsländer in die Reihe der europäischen Kulturstaaten eingetreten. Wären ihnen allen dauernd ebenso kraftvolle und kluge und redliche Fürsten beschieden, wie Rumänien einen in seinem König hat, so könnte man hoffen, daß sich unter dem Schutze der Verfassungen und unter einer ehrlichen Verwaltung diese Länder im Laufe eines Menschenalters geistig und sittlich vollkommen der westeuropäischen Kultur eingliedern würden, während sie heute noch Zwittergebilde von dieser und orientalischem Wesen sind. Damit würde die Schwelle des Orients nicht mehr von der Donau auf ihrem Laufe zwischen Belgrad und Orsova dargestellt werden, sondern südwärts bis vor die Thore Konstantinopels gerückt sein. Inwieweit jedoch der rumänische Kronprinz, wie man es hoffen und wünschen möchte, Mann dazu sein wird, die von seinem Oheim ruhmvoll begonnene Arbeit weiterzuführen, ob es Serbien beschieden sein wird, anstatt der allem Anschein nach dem Untergang geweihten Dynastie der Obrenowitsche ein geeignetes Fürstenhaus zu bekommen, ob nicht der drohende Zusammenbruch von Österreich-Ungarn schließlich doch noch der neuen orientalischen Vormacht die ganze Balkanhalbinsel in den Schoß wirft, das kann heute niemand sagen.



Die Verdopplung der deutschen Schlachtflotte

„Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser.“



Seitdem der Kaiser am 18. Oktober v. J. im Hamburger Rathause nach dem Stapellaufe des Linienschiffs „Kaiser Karl der Große“ in schwungvoller Ansprache auf die Notwendigkeit einer abermaligen Verstärkung der deutschen Flotte hingewiesen hat, ist eine mächtige Bewegung durch das deutsche Volk gegangen. Mit der Kraft einer Naturgewalt hat sich die Überzeugung Bahn gebrochen, daß die deutsche Weltpolitik nicht einer persönlichen Laune, auch nicht politischem